



Nadja Dietrich

Der Tote im Reichstag und die verträumte Putzfrau

Nadja Dietrich

**Der Tote im Reichstag
und die verträumte Putzfrau**

LiteraturPlanet

© Verlag LiteraturPlanet

Erste Auflage 2017

Besuchen Sie uns im Netz:
www.literaturplanet.de

Titellayout: Holger Schaum (KWZ Software & Service GmbH,
Saarbrücken) unter Verwendung des Gemäldes *Reichstag*
von Andreas Mattern

INHALT

- I. Die Saat des Bösen 5
- II. Großväterliche Gerüche 17
- III. Dunkle Mächte 25
- IV. Unerwartete Begegnung 37
- V. Verschwimmende Grenzen 53
- VI. Die Stationskönigin 63
- VII. Das Geheimnis der Klobrille 73
- VIII. Freiheitsträume 87
- IX. Die Kettenobservation 101
- X. Frühstück im Kreml 115
- XI. Der Stimmenfänger 135
- XII. Fremde Universen 149
- XIII. Das Bestrafungsritual 157
- XIV. Der missgünstige Wesir 175
- XV. Mörderträume 193

I. Die Saat des Bösen

Man konnte durchaus nicht sagen, dass diese Woche gut begonnen hätte für Lidia Afanasjewna. Genau genommen hatte ihre Pechsträhne sogar schon am vergangenen Abend eingesetzt, als das Mantra der Verhöre in einem Late-Night-Krimi sie in den Schlaf gewiegt hatte. Prompt hatte der Böse ihre fehlende Wachsamkeit ausgenutzt, um sich aus seinem Fernsehkäfig zu befreien und in ihre gute Stube einzudringen. Nun stand er da und sann, seiner Natur gemäß, auf Böses.

Er war genauso schwarz wie in der nächtlichen Gasse, wo die Guten ihn gestellt hatten. Nur die Augen leuchteten zombiehaft aus seinem finsternen Antlitz heraus. Lidia Afanasjewna wollte um Hilfe rufen und weglaufen, sich in Sicherheit bringen vor diesem Unhold, der schon durch seine bloße Anwesenheit die Umgebung verpestete. Aber der Schlaf hatte sie gefesselt und geknebelt, sie brachte keinen Ton heraus und war wie verwachsen mit ihrem Fernsehsessel.

Heimtückisch sah der Böse sich um und suchte nach einem Objekt für seine finsternen Absichten. Endlich schien er etwas Passendes gefunden zu haben, um seine Mordlust zu befriedigen. "Na warte - dir drehe ich den Hals um", hörte Lidia Afanasjewna ihn zwischen den Zähnen hindurch zwischen. Ihr stockte der Atem, aber zu ihrer Erleichterung kam der Böse nicht auf sie zu, sondern ging in Richtung des kleinen Aquariums, das in einer Ecke des Raumes auf einer Kommode stand. Ehe Lidia Afanasjewna sich über das Aquarium wundern konnte - denn sie war sich sicher, nie eines besessen zu haben -, hatte der Böse den darin schwimmenden Fisch auch schon an der Gurgel gepackt und ihm ein Messer an die Kehle gehalten.

Lidia Afanasjewna stutzte: Hatten Fische denn überhaupt eine Gurgel? Sie kam jedoch nicht dazu, diese Frage zu vertiefen, denn im selben Augenblick wurde ihr klar, dass sie selbst der Fisch war, den abzustechen der Böse im Begriff war. Ein heiserer Schrei entrang sich ihrer Kehle, der

genug Schreckenspotenzial besaß, um nicht nur den Bösen in die Flucht zu schlagen, sondern auch sie selbst aus ihrem Sessel hochfahren zu lassen.

Beim Aufwachen blickte Lidia Afanasjewna zunächst misstrauisch in die Ecke, in der eben noch das Aquarium gestanden hatte. Auch als sie sich endlich traute, sich von ihrem Sessel zu erheben, bewegte sie sich mit äußerster Vorsicht durch den Raum, als hätte der Böse sich nur im Nebenzimmer versteckt, um in einem geeigneten Moment wieder über sie herzufallen. Dabei signalisierte ihr doch schon allein das veränderte Fernseh-Mantra, das nun aus der Anpreisung von Einzelteilen eines unfassbar günstigen Kaffeeservices bestand, dass der Böse vertrieben worden war.

Im Bad zeigte der Spiegel ihr ein teigiges Gesicht mit hervorquellenden Augen, über dem eine blonde Dauerwelle den Dreizack des Poseidon zu imitieren schien. "Du siehst ja aus wie ein Karpfen, der einen Hai verschluckt hat! Lass doch endlich mal deine Schilddrüse untersuchen!" Die Worte Igors - des Mannes, der einmal ihr Herzallerliebster gewesen war - schossen Lidia Afanasjewna durch den Kopf. Sie schüttete sich Wasser ins Gesicht, um das Feuer der Gedanken im Keim zu ersticken. Beim Dösen auf dem Fernsehsessel war ihr Kopf zur Seite hin abgeknickt, ein hartnäckiger Schmerz pochte in ihrem Nacken und sandte Stromschläge durch ihre Adern - sie hatte einfach keine Kraft, sich jetzt dem aufgewühlten Schlamm am Grund ihres Lebens zu widmen.

Lidia Afanasjewna verordnete sich eine Schmerztablette und tastete sich dann durch den dunklen Flur zum Schlafzimmer vor - die Lampe war schon seit Wochen kaputt, sie war es längst leid, Igor immer wieder daran zu erinnern. Allerdings hätte das Gesäge, in dem er seinen allabendlichen Rausch ausklingen ließ, auch Taubstummen den Weg gewiesen.

Sie wollte sich schon in die Kissen sinken lassen, da fiel ihr Blick auf den Funkwecker. "4.55 Uhr!" riefen die Leuchtziffern ihr zu. 4.55 Uhr? Lidia Afanasjewna hatte das Gefühl, belogen zu werden, ja, beraubt worden zu sein. Das also war es, was der Böse verbrochen hatte! Obwohl er sich

höchstens fünf Minuten in ihrer Wohnung aufgehalten hatte, war nun auf einmal die ganze Nacht vorbei. Er hatte ihr also im wahrsten Sinne des Wortes "die Zeit gestohlen"!

Aber alles Klagen half ja nichts. Das Einzige, was sie jetzt noch tun konnte, war, dem Wecker seinen Feldweibeltriumph zu nehmen und ihn an seinem durchdringenden Morgenappell zu hindern. Während Igor sich grunzend auf die andere Seite wälzte, begab Lidia Afanasjewna sich in die Küche. Sie schaltete die Kaffeemaschine ein, dann trottete sie ins Bad. Mechanisch griff sie nach ihren Schminkutensilien, um aus dem Gespenst, das sie war, einen halbwegs vorzeigbaren Menschen zu machen.

Wieder in der Küche, schenkte sie sich eine Tasse Kaffee ein, die sie stehend in kleinen Schlucken trank. Geistesabwesend blickte sie aus dem Fenster. Zu der frühen Stunde gab es da draußen kaum etwas, an dem ihr Blick sich festhalten konnte. Die meisten Fenster des gegenüberliegenden Hochhauses waren noch verdunkelt, nur einige wenige starrten schon auf den freien Platz herab, der sich zwischen den beiden Häuserblöcken erstreckte. Keine Bewegung, kein Leben waren zu erkennen.

Lidia Afanasjewna ließ ihren Blick ganz nach oben wandern, zum Dachgeschoss, das von ihrer Position im dritten Stock aus nur schemenhaft zu erkennen war. Dort oben, dachte sie, musste Aljoscha wohnen. Ja, sagte sie sich, das ist der einzige ihm angemessene Ort. Was er heute wohl tun würde? Aljoscha beschäftigte sich ja jeden Tag mit etwas anderem, so dass man nie sicher sein konnte, welche Seite seiner Person er einem zuwenden würde. Er war niemals der, als den man ihn zu kennen meinte, er war stets ein anderer. Aber heute - da war sich Lidia Afanasjewna ganz sicher -, heute würde er ein Künstler sein. Wer weiß, vielleicht war er sogar schon aufgestanden, schaute wie sie aus dem Fenster und brütete über den Entwürfen der Werke, die er an diesem Tag zu gestalten gedachte.

Lidia Afanasjewna schloss für einen kurzen Moment die Augen. Sie sah Aljoscha vor seiner Staffelei stehen, den Pinsel in der Hand, mit kühnem Strich fuhr er über die Leinwand und verwandelte malend das Haus, in dem Lidia

Afanasjewna wohnte. Die Fenster wirkten wie Bullaugen in seinem Bild, das Haus glitt wie ein Unterseeboot durch die Nacht, und wenn man die Bullaugen lange genug ansah, weiteten sie sich zu Sternentoren, durch die man in eine andere Welt entschweben konnte.

Lidia Afanasjewna riss die Augen auf: Schon 5.25 Uhr! Sie musste sich beeilen, wenn sie die S-Bahn noch erreichen wollte. Also im Laufschrift: Mantel übergeworfen, in die Stiefel geschlüpft, Schal umgebunden, den Hausflur mit dem hallenden Klick-Klack ihrer Absätze erfüllt.

Unwillkürlich wich sie zurück, als sie die Haustür öffnete. Ein eisiger Januarwind biss ihr in die Haut, Tränen stiegen ihr in die Augen und liefen als dünne Rinnsale über ihre Wangen. Da hätte sie sich die Schminkmaskierung ja auch sparen können! Wahrscheinlich hätte sie als das Gespenst, das sie davor gewesen war, noch weniger erschreckend gewirkt als der Zombie, den die zerlaufende Wimperntusche nun aus ihr machte.

Eine Anzeigentafel, an der sie auf dem Weg zur S-Bahn-Station vorbeikam, zeigte minus 10 Grad an - eine Temperatur, bei der auch Weichen gerne einmal einfroren. Da würde doch nicht etwa ...? - Doch, genau so war es: Die ganze Hetze war umsonst gewesen. "Bitte beachten Sie", knarzte es aus dem Lautsprecher am Bahnsteig, "dass es wegen einer Störung im Betriebsablauf zu Verspätungen kommt. Wir bitten um Ihr Verständnis."

Lidia Afanasjewna vergrub die Hände tief in ihren Manteltaschen, zog den Schal noch enger um ihren Kopf und stapfte fröstelnd auf und ab. Wie auf einer Bob-Bahn jagte der Wind durch die Bahnhofsschneise, wie eine Gruppe Halbstarker trieb er seinen Schabernack mit den Wartenden, die sich nirgends vor ihm in Sicherheit bringen konnten. Der einzige Ort, der ein wenig Schutz geboten hätte - eine hinten und an den Seiten von Stellwänden umgebene Bank - war fest in Raucherhand. Vor die Wahl zwischen Erfrierungs- und Erstickungstod gestellt, erschien Lidia Afanasjewna das Erfrieren als die angenehmere, irgendwie natürlichere Variante. Das änderte sich allerdings, je länger die Warteminuten sich hinzogen.

Gerade als sie sich die Frage vorlegte, ob der Erstickungstod nicht doch angenehmer – weil schneller und, vor allem: wärmer – wäre, war aus der Ferne das erlösende Rattern des herannahenden Zuges zu hören. Glücklicherweise war es noch so früh, dass er trotz der Verspätung nicht hoffnungslos überfüllt war. Lidia Afanasjewna fand sogar noch einen Sitzplatz am Fenster, was den Vorteil bot, dass sie ihren Kopf, der ihr auf einmal viel zu schwer vorkam, von zwei Seiten abstützen konnte.

Im Vergleich zu dem zugigen Bahnsteig wirkte die Luft im Innern des Zuges ausgesprochen stickig. Die Fenster waren beschlagen, Lidia Afanasjewna fand sich in einer Glasglocke wieder, in der nichts zu sehen war außer den müden Spiegelbildern der anderen Fahrgäste, deren Köpfe willenlos im Takt der S-Bahn hin- und herschaukelten – wenn ihre Gesichter nicht gerade von Smartphones hypnotisiert wurden oder hinter Zeitungswänden verschwanden.

Die Augen zu schließen und in den Augen von Aljoscha zu versinken, war eins für Lidia Afanasjewna. Dunkel und geheimnisvoll leuchteten seine Pupillen ihr entgegen, mit dieser leichten Melancholie, wie sie bei einfühlsamen Männern häufiger vorkam. Darüber verlor sich die Stirn im Gestrüpp seiner Locken, in deren weiche Pracht Lidia Afanasjewnas Finger schon so oft knisternd eingetaucht waren. Mitfühlend ruhte sein Blick auf ihr. "Aber Lidia Afanasjewna, meine Liebe, Teure – was haben Sie denn? Sie sind ja ganz blass!"

"Ach, Aljoscha", seufzte sie, "ich bin es einfach leid ..."

"Aber was denn, Lidia Afanasjewna", hakte Aljoscha vorsichtig nach. "Was sind Sie leid?"

"Nun, dieses ganze Leben", erklärte Lidia Afanasjewna. "Ich ertrage es einfach nicht mehr. Wenn dieser Zug mein Leben wäre, würde ich einfach an der nächsten Station aussteigen und den Zug in die entgegengesetzte Richtung nehmen."

"So schlecht ist Ihr Leben doch gar nicht", wandte Aljoscha ein. Seine sanft dahinplätschernde Stimme war Balsam für ihre Seele, auch wenn ihr nicht gefiel, was er sagte. "Sie sind nicht allein, Ihre beiden Töchter haben, wie man so sagt, 'eine gute Partie' gemacht, Sie haben eine gemütliche,

nach Belieben beheizbare Wohnung, dazu eine feste Stelle – also führen Sie doch eigentlich das, was man als 'geregeltes Leben' bezeichnen würde."

"Aber genau das ist ja das Problem!" maulte Lidia Afanasjewna. Sie war ein wenig enttäuscht, dass Aljoscha nicht verstand, was sie meinte. Oder war es nur Höflichkeit, was ihn ihr Leben gegen sie selbst in Schutz nehmen ließ? "Gerade weil mein Leben so geregelt ist, kommt es mir vor wie eine ausgelutschte Zitrone. Ein Tag ist wie der andere, nie passiert etwas Neues, Überraschendes ... Ob ich heute oder in 20 Jahren auf den Friedhof übersiedle, ist doch im Grunde einerlei."

"Es gibt aber einige Menschen, die dankbar wären, wenn sie so leben könnten wie Sie", beharrte Aljoscha, seine christliche Seite hervorkehrend – die einzige Facette seiner Person, die Lidia Afanasjewna nicht sonderlich schätzte.

"Nun gut", gestand sie ihm zu, "es mag ja sein, dass dieses Leben von außen betrachtet recht komfortabel erscheint. Davon werde ich aber auch nicht glücklicher! Nicht allein zu sein, ist doch kein Wert an sich – wenn ich an meinen Igor denke, scheint mir eher das Gegenteil der Fall zu sein. Und eine feste Stelle zu haben, mag einem ja Sicherheit geben. Wenn es sich dabei aber um eine Putzstelle handelt, ist die feste Stelle eben auch eine feste Kette an den Füßen, ein Stacheldraht, der einen von seinen Träumen trennt. – Putzfrau!" Lidia Afanasjewna verzog verächtlich das Gesicht. "Wozu habe ich mich da denn durch das Übersetzerstudium gequält? Soll ich mich etwa als Simultandolmetscherin für Staubmilben betätigen?"

"Immerhin haben Sie die Ehre, Ihrer Arbeit im deutschen Bundestag nachgehen zu dürfen", gab Aljoscha mit einem feinen, mehrdeutigen Lächeln zu bedenken.

Lidia Afanasjewna winkte ab. "Besser bezahlt ist die Arbeit deshalb auch nicht!"

"Aber doch wohl etwas angenehmer, als wenn Sie Ihren Dienst in, sagen wir, einem Fußballstadion versehen müssten", hakte Aljoscha nach.

Nun war es an Lidia Afanasjewna, vieldeutig zu lächeln. 'Wenn du wüsstest ...', dachte sie. Aber sie schwieg lieber,

um Aljoscha seinen Kinderglauben an den untadeligen Lebenswandel der Volksvertreter nicht zu nehmen.

Als könnte er ihre Gedanken lesen, setzte Aljoscha hinzu: "Gut, die Arbeit als Putzfrau hat natürlich immer etwas damit zu tun, den Dreck anderer Leute wegmachen zu müssen. Aber vergleichen Sie das doch einmal mit Ihrem früheren Leben in Ihrem russischen Heimatdorf, mit all dem Staub im Sommer, dem Morast, in den er sich im Frühjahr und im Herbst verwandelt hat, mit der Kälte, die im Winter durch die Ritzen Ihres Holzhauses gekrochen ist - erscheint es Ihnen da nicht doch als Privileg, jetzt in einem vollklimatisierten Gebäude mit modernsten Maschinen und den effektivsten Reinigungsmitteln den kaum vorhandenen Dreck des Vortags beseitigen zu müssen?"

Lidia Afanasjewna spürte, wie sich unter ihren geschlossenen Augenlidern Tränen ansammelten. Wie erstaunlich unsensibel es doch von Aljoscha war, sie auf ihre alte Heimat anzusprechen. Natürlich hatte er nicht Unrecht mit dem, was er sagte. Es war ihnen damals wirklich sehr unbehaglich zumute gewesen in dem kleinen Holzhaus, das sich den Jahreszeiten stets angepasst hatte, anstatt einen Ausgleich zu ihnen zu bieten. Eben deshalb hatten sie ja plötzlich alle das Deutsche in sich entdeckt, um sich als echte Deutsche fühlen und so guten Gewissens in das Land der Vorfahren ihres Mannes übersiedeln zu können.

Igor, der damals noch nicht einmal das Wort 'Deutsch' hätte buchstabieren können, hatte sich auf einmal auf seinen deutschstämmigen Vater besonnen, obwohl der die Mutter seines Sohnes - hierin nicht gerade ein Musterbeispiel deutscher Tugend und Zuverlässigkeit - noch vor der Geburt hatte sitzen lassen. Und sie selbst war Woche für Woche mit dem Bus in die Stadt gefahren, um ihr kümmerliches Schul-Deutsch auf ein einigermaßen alltagstaugliches Niveau zu bringen. Dabei hatte sie sich stets auch um besondere Pünktlichkeit bemüht. Ja, tatsächlich hatte sie damals, bevor sie die deutschen Züge näher kennengelernt hatte, hierin eine typisch deutsche Tugend gesehen.

Natürlich war ihr klar, dass der Blick zurück heute manches verklärte, was damals gerade ihre Ausreise befördert hatte.

Andererseits traten durch den Abstand von mittlerweile fast 20 Jahren, die sie nun schon in Deutschland lebte, auch die positiven Aspekte ihres damaligen Lebens deutlicher hervor. Dazu zählten gerade auch die dünnen Holzwände ihres einstigen Hauses, die Tatsache also, dass die Grenzen zwischen Innen und Außen fließender gewesen waren, als es in Deutschland der Fall war.

In ihrer alten Heimat waren Innen und Außen wie durch einen osmotischen Prozess miteinander verbunden gewesen. Das galt sowohl für das Verhältnis zur Natur als auch für das zwischen privatem und öffentlichem Bereich. Der eigene Wohnbereich war zwar auch dort ein Schutzraum gewesen, doch hatten die Türen im Sommer offen gestanden, und auch im Winter hatte man andere zwanglos besuchen können. Es gehörte zu den Dingen, an die sie sich am schwersten hatte gewöhnen können, dass die Deutschen auch ihr Privatleben wie die Abläufe in einem Betrieb bis ins kleinste Detail durchorganisierten und man für alles Termine machen musste. Nie würde sie das pikierte Gesicht ihrer damaligen Nachbarin vergessen, als sie, frisch aus Russland angekommen, einfach bei dieser geklingelt hatte, um sich vorzustellen.

Natürlich hatte sie den Mangel, den sie im russischen Winter oft gelitten hatten, keineswegs vergessen. Eben weil sie seinerzeit auch mit alltäglichen Dingen sparen müssen, hatten ihr die Kartoffeln aber nie mehr so gut geschmeckt wie damals, gegen Ende des Winters, wenn jede einzelne eine kleine Kostbarkeit dargestellt hatte. Und nie mehr hatte sie Feste so genossen wie die aus jener Zeit, als sich im beginnenden Frühling die Vorfreude auf die wärmer werdenden Tage mit der auf diesen einen Abend, diese eine Feier konzentrierten Ausgelassenheit verbunden hatte. Jeder hatte etwas dazu beigetragen – der eine einen selbst gefangenen Fisch, der andere das lange aufgesparte letzte Glas Kompott, und natürlich hatte nie ein Mangel an Samogon, dem selbst gebrannten Schnaps, geherrscht. An die Alkoholvergiftung, die ihr Bruder sich dabei einmal zugezogen hatte, wollte sie allerdings lieber nicht zurückdenken ...

"Aber Lidia Afanasjewna, Teuerste! Sie weinen ja! Habe ich Sie womöglich mit irgendetwas verletzt?"

Lidia Afanasjewna war so in ihren Gedanken versunken, dass sie Aljoscha ganz vergessen hatte. Gerne ließ sie es sich gefallen, dass er ihr über die Wangen strich und ihre Tränen trocknete. "Ach, Aljoscha!" seufzte sie, während sie in seinen weichen Armen versank, die sie umfingen wie eine weite, sternenreiche Steppennacht. "Halt mich ganz fest!"

Sie wusste wohl, dass manch einer ihre Gefühle für Aljoscha kitschig gefunden und ihr heimliches Getuschel mit ihm pubertär genannt hätte. Das aber war ihr ganz egal. Sie war überzeugt, dass hieraus nur die Missgunst derer sprach, die der Empfindung einer so vollendeten, Trost bringenden Harmonie, wie sie ihr aus der Verbundenheit mit Aljoscha zufloss, nicht fähig waren.

II. Großväterliche Gerüche

Lidia Afanasjewnas große Leidenschaft waren Science-Fiction-Geschichten. Vor allem die Vorstellung eines Sternentors, durch das man einfach in einen anderen Teil des Kosmos entschwinden könnte, hatte es ihr angetan. An grauen Tagen wie diesen waren derartige Phantasien für sie wie ein Kokon, in den sie sich vor den Zumutungen des wirklichen Lebens zurückziehen konnte.

So verwandelten ihre Augen auch jetzt den dunklen Flur des Reichstagsgebäudes, den sie zu putzen hatte, in einen Fluchttunnel aus der Welt, in der sie gefangen war. Ihre Hände dirigierten nicht etwa eine Kehrmaschine, sondern einen Detektor zum Aufspüren des Raumschiffs, das hinter einer der links und rechts abgehenden Türen auf sie wartete.

Lidia Afanasjewna war sich vollkommen bewusst, dass dies ein absurder Gedanke war. Aber als Science-Fiction-Fan war sie natürlich auch eine begeisterte Hobby-Astronomin. Und so wusste sie, dass das Universum von lauter Dingen durchdrungen war, die ebenso unsichtbar wie unverständlich waren: von dunkler Materie, schwarzen Löchern, Gravitationswellen und kleinsten Teilchen, die eben jetzt, in diesem Moment, durch sie hindurchglitten, ohne dass sie es bemerkte. Wie es schien, war das Universum in seinem Aufbau dem Menschen so fremd, dass es dem Verstand entglitt, sobald man versuchte, es mit dessen Kategorien zu fassen. War aber unter diesen Umständen das Absurde nicht die einzig adäquate Form, um sich seinem Wesen anzunähern?

Eingesponnen in ihren Science-Fiction-Kokon, öffnete Lidia Afanasjewna geduldig eine Tür nach der anderen und vollführte dahinter ihr Putzritual. Sie wischte mit dem Staubtuch den nicht vorhandenen Staub von den Tischen, ging mit dem Staubsauger auf den schmutzabweisenden Teppichböden Gassi, angelte mit behandschuhten Fingern in den halb leeren Papierkörben. Nirgends waren außergewöhnliche oder gar außerirdische Phänomene zu

verzeichnen. Aus allen Räumen schlug ihr derselbe sterile Geruch entgegen, dem sie mit ihren Putzmitteln eine dezente antiseptische Note hinzufügte. Auf den Schreibtischen bereiteten sich die Monitore auf das Blendwerk des Tages vor, während hinter den Fenstern die Stadt lustlos erwachte. Die Sitzecken in den größeren Räumen warteten mit etwas Krümfutter für den Staubsauger auf, hier und da garniert mit expressiven Flecken, die von den Aufputzmitteln der Vorwoche kündeten. Noch ergiebiger waren in dieser Hinsicht die Sitzungsräume, in denen die Stühle einander andächtig gegenüberstanden und die Tischkreise darauf warteten, dass ihre zeremonielle Hülle mit Leben erfüllt würde.

Es machte Lidia Afanasjewna allerdings gar nichts aus, dass sie vergeblich nach dem Außergewöhnlichen Ausschau hielt. Allein die Erwartung, dass es sich hinter der nächsten Tür ereignen könnte, half ihr schon durch den Morgen.

Mit eben dieser Erwartung öffnete sie auch die Tür, hinter der ihr - gemessen an ihren Science-Fiction-Träumen - meist die größte Enttäuschung bereitet wurde: die Tür zu den Orten männlicher Entleerung. Vertraut mit den feinsten Geruchsnuancen auch dieser Welt, bemerkte Lidia Afanasjewna sogleich, dass an diesem Morgen etwas anders war als sonst. Umwehte sie hier für gewöhnlich eine Geruchswolke, die sie an den Schweinestall großmütterlicherseits erinnerte, so empfing sie dieses Mal eher eine leicht süßliche Duftnote, wie sie ihr von der Schnapsbrennerei großväterlicherseits her vertraut war.

Aufmerksamer als sonst besprühte sie die Waschbecken im Eingangsbereich, die aber außer dem üblichen Glanzverlust durch den Seifenfilm und die abgeschrubbten Hautpartikel keine Besonderheiten aufwiesen. Als sie über die breite Spiegelwand wischte und in ihr Gesicht mit den unter einem Kopftuch zusammengebundenen Haaren blickte, in die geistesabwesenden Augen, die mitten durch sie hindurchzusehen schienen, redete sie sich sogar selbst ins Gewissen: "Du wirst noch in der Klapsmühle enden, wenn du so weitermachst! Eine Kloschüssel ist eine Kloschüssel, nichts weiter, sie deutet auf nichts hin als auf sich selbst."